

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 67.

Donnerstag, den 18. Dezember.

1924

(8. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Lydia war gutwillig und aufnahmefähig. Alles hier in Wittenberge war ihr so neu, so fremd. Was wußte sie denn vom Landleben? Wenn die Familie Ewert früher zuweilen einen Ausflug von vier bis fünf Stunden unternahm, dann landete man in einem Wirtschaftsgarten, in einem Restaurant, vielleicht an einem Weiher gelegen, brühte Kaffee auf, genas mitgenommene Butterstullen und selbstgebackenen Kuchen, tummelte sich mit zahllosen anderen Kindern ziemlich zwatzlos unter beständigen Ermahnungen und Verweisen in den Gängen des Gartens umher und kam müde und erschöpft zu ungewohnt später Stunde wieder heim. Die kleineren Geschwister bildeten sich ein, es sei sehr schön gewesen. Lydia machte sich nichts vor. Ihr boten diese Sonntagsausflüge kein Vergnügen.

Hier nun war es anders. Es machte ihr Spaß, in Ställen und Scheunen, in Vorratskammern und Wirtschaftsräumen umherzuspähen, die Leute bei ihrer Arbeit zu beobachten, nebenher auch, gleichsam spielend, dies und jenes zu lernen. Sie merkte es recht gut, daß Frau Olga sie nicht „zum Spaß“ in dieses Getriebe hinein sehen ließ, daß sie vielmehr wünschte, Lydia möge das alles ernst nehmen und sich bestreben, Kenntnisse auch auf diesem Gebiete zu sammeln. Das aber wollte Lydia keineswegs. Wozu sollte sie es tun? Ihre Anlagen und Neigungen lagen auf einem total anderen Gebiet — was sollte ihr die Landwirtschaft? Es machte ihr auch wenig Spaß, morgens so früh aufzustehen, ihren Tag fest eingeteilt zu sehen. Lydia war daheim doch immer eine Art Prinzessin gewesen, die Mutter hatte sie nie zu großen Arbeiten herangezogen, und mit Ausnahme der Schule, die ja ihre bestimmten Anforderungen an Zeit und Arbeit stellte, hatte das Kind viel Freiheit gehabt. Hier war das anders. Schwere körperliche Arbeit verlangte man natürlich nicht von ihr, wohl aber Aufmerksamkeit und Verständnis, und es fiel ihr auf die Dauer nicht leicht, beides beständig zu zeigen. Überhaupt — wie dachte sich das „Tante Olga“ — so nannte Lydia ihre Beschützerin auf deren Wunsch — eigentlich mit ihrer Erziehung? Was sollte sie aus ihr machen? Diese Frage beschäftigte das frühreife, nun bald vierzehnjährige Mädchen fast unausgesetzt. Lydia wußte, daß eine Erzieherin für sie engagiert war und demnächst eintreffen sollte. Mußte sie immer hier auf dem Lande bleiben, bis sie vollständig erwachsen war? Sollte sie gar nicht herauskommen, Welt und Leben kennen lernen? Frau Burkardt sprach mit ihr nicht darüber, und Lydia scheute sich, darnach zu fragen. Sie war durchaus nicht für das Landleben geschaffen, ihr ganzes Sein und Wesen strebte nach der Großstadt hin, nach Anregung, Betätigung, Einsehen ihrer Persönlichkeit. Als Zufluchtsstätte war ihr Wittenberge hochwillkommen gewesen, und solange der Reiz der Neuheit anbauerte, sagte ihr vieles daselbst sehr zu — der Gedanke aber, immer hier zu bleiben, ein solches Stilleben weiter zu führen, erfüllte das temperamentvolle, heißblütige Mädchen mit starkem Widerwillen. Gewiß, sie war Tante Olga sehr dankbar, aber es freute sie doch, zu wissen, daß für sie bezahlt wurde; ihre Mutter hatte ihr dies geschrieben.

Wieviel Geld es war, woher es kam und ob es für ihren Lebensunterhalt ausreichte, wußte Lydia nicht, ebenso wenig, in welcher Weise Tante Olga dieses Geld für sie verwenden wolle — ihr genügte die Tatsache, daß sie hier nicht umsonst leben dürfe. Nach wie vor bewunderte Lydia ihre Pflegemutter, fühlte sich in ihrer Nähe geborgen, erkannte ihre vortrefflichen Eigenschaften an. Allein in diese Anerkennung und Bewunderung mischte sich eine Art inneren Widerstandes — es reizte das Mädchen, daß Tante Olga so vortrefflich, so gütig, so selbstlos war, daß man ihr von keiner Seite beikommen konnte. Hätte sie kleine Eigenheiten oder Schwächen gezeigt, so hätte Lydia, klug, wie sie war, sich dies zunutze machen, es zu ihrem eigenen Vorteil ausbeuten können. So aber bot Frau Burkardt gar keine Angriffsflächen, und dadurch entwarf sie ihre Schutzbefohlene und machte sie, fast gegen ihren eigenen Willen, „al gefügig“. Gefügig aber zu sein, lag Lydia durchaus nicht, es sträubte sich alles in ihr dagegen. Wenn sie an das schreckliche Leben daheim dachte, an die Szenen des Aufwuchs und Entsetzens, deren Anlaß und Mittelpunkt sie gewesen war, dann pries sie ihr Geschick, das sie in diesen Hafen der Ruhe geführt hatte. Für einen dauernden Hafen der Ruhe war indessen Lydia ganz und gar nicht geschaffen.

Kam Besuch aus der Nachbarschaft, was ziemlich oft geschah, so wurde Lydia keineswegs immer hinzugezogen. Es kam vor, daß sie, zumal wenn der Besuch nicht zum Abendessen blieb, überhaupt nicht vorgestellt wurde. Es verlegte Lydia, die eitel genug war, sehr, sich so unbeachtet zu sehen: sie wußte, daß die Menschen neugierig auf sie waren, sie und ihr interessantes Schicksal in Gegenstand ihrer Mutmaßungen machten — warum hielt Frau Olga sie so im Hintergrunde? Frau Pfarrer Förster kam oft, sie gefiel Lydia auch sehr gut, allein sie stand ganz und gar unter Frau Olgas Einfluß, konnte sie nie genug loben und preisen und ließ sich in ihrem Benehmen Lydia gegenüber offensichtlich ganz von ihrer Freundin leiten.

Zum Pfingstfest sollte Peter kommen — nun, das war immerhin eine Abwechslung! Vor ihm konnte man sich doch nicht verstecken und zurückhalten. Ob-er auch so tadellos, so musterhaft, so ganz und gar edel war, wie seine Mutter? Hoffentlich nicht! Es war Lydia zumute, als müsse sie in so viel Vorzüglichkeit ersticken.

Die kleine Anhöhe, von dem Rundtempelchen gekrönt, war erstiegen. Da dehnte sich das Meer uferlos, lichtblau, ruhig atmend, mit leichtem Wellengefräusel am Uferaum. O, die See war schön, unsagbar schön! Immer aber erfüllte ihr Anblick des Kindes Seele mit tiefer, unstillbarer Sehnsucht — hinweg, hinaus! Der Anblick des weiten Meeres weckte stets den leidenschaftlichen Drang nach Leben, Erleben, Bewegung in Lydia — und doch liebte sie das Meer und liebte das Sehnen auch, das es in ihr entfachte!

Hinter ihr rauschte es im Gebüsch. Sie sah sich nicht um, sie wußte, es war Monarch, der eine große Liebe für sie zeigte — ein Empfinden, das übrigens auf Gegen-

zeitigkeit beruhte. Lydia streckte die Hand hinter sich, da fühlte sie den großen Kopf des Hundes, den weichen Behang zwischen ihren Fingern. Nun war Monarch neben ihr und sah aus seinen schönen, traurigen Augen zu ihr auf — fragend, bittend.

„Du gutes Tier, du treuer Freund!“ sagte sie leise. „Dir kann man alles erzählen, du plauderst nichts aus. Es ist schön hier, aber glücklich bin ich nicht — verstehst du das?“

Der Bernhardiner sah so ernsthaft und verständnisvoll drein, als täte er das wirklich.

„Und du hast mich lieb sehr lieb, ich weiß. Aber Frauen hast du doch noch viel, viel lieber, nicht wahr?“

Monarch stieß einen dumpfen Laut aus, der wie eine Antwort klang, und wandte den mächtigen Kopf zurück, als suchte er sie, von der die Rede war.

Da leufte Lydia: „Alle lieben sie, und ich liebe sie auch — gewiß liebe ich sie und bin ihr dankbar, aber — aber —“

Tief in Gedanken wanderte Lydia durch den Park zurück, dem Hause zu. Und tief in Gedanken sah auch Frau Olga in der südwärts gelegenen Veranda, die in den Park hineinblickte Ihre Arbeit, eine dunkelgeblümte Kinderkürze, die schon für Weihnachten sein sollte da alsdann zahllose solcher Schürzen, Röcke und Jacken fertiggestellt sein mußten, lag ihr müßig im Schoß, ihre alten, sanften Augen blickten ziellos ins Weite.

Ebenso wie Lydia an sie dachte, dachte sie an Lydia.

„Ob ich es richtig mit ihr anfangen — ob ich den rechten Weg mit ihr ehe? Sie widersteht sich mir nicht, sie fügt sich mir, ist mir auch zugetan — aber ob mein stilles Wittenberge der richtige Ort ist für dies — eben für dies Mädchen? Wochenlang habe ich das Kind nun im Hause, beobachte es, studiere es — liebe ich es aber? Und liebt es mich? Ich weiß nicht — mein Gott — ich weiß nicht! Wird es wohlgetan sein, sie jahrelang hier neben mir leben zu lassen? Soll ich sie in Pension tun — schon jetzt? Wer mir raten könnte! Klärchen, so prächtig sie ist, kann es nicht — die ist ein Kind des Augenblicks, sie schwärmt für Lydia, findet sie entzückend, schwärmt ja auch für mich und findet auch mich entzückend. Wenn Peter erst hier wäre! Jung, wie er ist — er hat oft ein überragend reifes Urteil, er wird mir helfen! Klärchen sagt natürlich, er wird sich sofort in Lydia verlieben — Unsinn! Sie ist ja noch ein Kind — und er? Er ist mein geliebter großer Junge. Alles Weibliche hat sich ihm bisher in seiner Mutter verkörpert — ich denke, das soll noch für Jahre so bleiben! Freilich, reizend ist das Mädchen! Da! Was gibt das wieder für ein lebendes Bild!“

Durch die Birkenallee, seitwärts vor der Veranda gelegen, kam langsam Lydia gewandelt, in ihrer Begleitung Monarch. Die feine Hand des Mädchens ruhte auf dem Kopf des Hundes. Diese feine Hand hatte Frau Olga oft schon zu denken gegeben. Es war eine Aristokratenhand — kein Zweifel! Schmal, leuchtend weiß, spitzfingerig! Ihre Mutter hatte solche Hand nicht. Lydia hatte sich die Bilder der Thirgen nachschauen lassen: ihre Mutter, früh verblüht, ein wenig müde und abgepannt aussehend, mußte bildhübsch zur Zeit ihrer Jugendhüte gewesen sein, aber nichts an ihr wies ein aristokratisches Gepräge auf. Dagegen Lydia! Die ganze Art, wie sie sich hielt, trug, bewachte, der schmale, hochgewölbte Fuß, die edelgeformte Hand, der sichere Blick, alles wies untrüglich auf eine Abstammung aus dem alten Geschlecht. Mit völliger Unbefangenheit bemerzte sich das Mädchen in den weiten, schön ausgestatteten Räumen zu Wittenberge, ergriff Besitz von dem hellsten, freundlich hergerichteten Zimmer, das Frau Olga ihr anwies, zeigte nie Erstaunen oder Verlegenheit, auch keine übertriebene Dankbarkeit, sondern nahm gelassen das Kind alles entgegen, was sich ihr an Behagen und Luxus bot. Bei jeder Neuanschaffung ihrer Garderobe ließ Frau Burckhardt sie selbst wählen — sie freute sich des feinen Geschmacks dieses Kindes, das nie eine auf-fallende Form, eine bunte Farbengebung wählte, sondern mit sicherem Blick das für sie Kleidsamste und Passendste herausfand

(Fortsetzung folgt.)

Vom weihnachtlichen Apfel.

Beim deutschen Weihnachtsfest darf außer Nüssen und Pfefferkuchen der Apfel auf der Festtafel nicht fehlen. So will es der Brauch seit man bei uns die Geburt Jesu feiert. — Der Apfel der im Innern in Gestalt des Kerns den Keim zukünftigen Lebens trägt, ist bereit in ältester Zeit als Glücksfrucht er war ein Symbol der Fruchtbarkeit. Ungewöhnlichkeit und Wiedergeburt. Der Lebende überreichte ihn seiner Geliebten zum Zeichen der Hingabe und schon im Paradies soll Adam von Eva einen Apfel empfangen haben. Die Annahme der Frucht bedeutete Erwidern der Hingabe. (Ursprünglich ist unter dem Apfel nicht die bei uns heimische Frucht sondern der Granatapfel mit den zahllosen Samenkörnern zu verstehen.) In der Mythologie spielt der Apfel eine große Rolle so wird Paris als Schiedsrichter im Schönheitsstreit der Göttinnen Juno Minerva und Venus der letzteren den Apfel als Preis. Der kluge Hippomenes bestieg und errang die schönste Königs-Tochter Atalanta die mit ihm um die Wette lief indem er von Zeit zu Zeit einen der ihr von Aphrodite geschnittenen goldenen Äpfel fallen ließ die das Mädchen aufhob. Der altgermanische Mothos beschäftigt sich ebenfalls mit dem Apfel. Nanna die Göttin der Jugend und Unsterblichkeit war Hälterin der goldenen Äpfel deren Genuss den Göttern ewige Jugend und Schönheit verlieh. Um sie aus der Gewalt des Riesen Thiafi zu befreien, raubte Loki diese als Vögel aus den Äpfeln der Göttin und nun altern die Unsterblichen als Staubwesen. Nodan und Thor bestiegen den Niesen und brachten die Göttin (in Gestalt einer Kuh) mit ihren Äpfeln und ausgleich den trauernden Göttern die ewige Jugend zurück. Dieser Apfelmothos ist nichts anderes als eine Umschreibung des Kampfes zwischen Sommer und Winter. Die goldene Frucht vertritt die Stelle des Sommers mit seiner Schönheit und seinem Sonnenlicht der vom Winter bezwungen wird. Mit dem Verschwinden der Sonne in Gestalt des Goldapfels beginnt die kalte Jahreszeit d. h. die Herrschaft der Wintergötter und die Götter des Lichtes verlieren ihre Macht. Wenn aber die Natur neu belebt blühen die Apfelbäume und geben Früchte an, dann bestiegen Thor den Winterriesen und schlägt ihn mit seinem Hammer nieder — In Märchen und Sagen (Schneewittchen usw.) spielt der Apfel ebenfalls eine Rolle er dient zur Wiederwedung Toter als Heilmittel für Schwerkranken usw. — Vor goldenen Äpfeln welche in der Weihnachtszeit von Sonntagkindern gefunden oder die ihnen von Zwergen geschenkt werden berichten alte Geschichten mancherlei. Die Volksmedizin bedient sich und bedient sich ebenfalls häufig des Apfels um allerlei Übel namentlich Fieber, Zahnschmerz usw. zu heilen. — Die ar. Wunder reiche Weihnachtsnacht soll auch dem Apfel besondere Fähigkeiten verleihen. So meint man aus der Beschaffenheit seines Innern Schlüsse auf die Zukunft ziehen zu können. Derartige Apfellosspiele um Weihnachtszeit kannte man schon im 14. Jahrhundert. Einmal war es Sitte daß junge Mädchen in der Weihnachtsnacht vor dem Schlafengehen die eine Hälfte eines Apfels aßen und die andere unter das Kopfkissen legten. Dann erliefen ihnen angeblich im Traum ihr zukünftiger Ehemann. Im Volkslande laufen junge Burken manchmal ohne dabei zu handeln am Weihnachtsabend einen besonders schönen Apfel tragen ihn bei sich und essen ihn am anderen Morgen vor der Kirchentür. Das erste Mädchen dem sie begegnen, wird die Braut des Betreffenden. Außerdem albt es noch eine Anzahl alter Liebesorakel bei denen der Apfel verwandt wird. — Eine besondere Ehre erfuhr der Apfel durch Alexander den Großen, der angeblich zuerst einen Reichsapfel das Attribut der Herrschaft, aus purem Golde formen ließ. Bei unseren heidnischen Vorfahren war der Apfel des Sonnengott Freir heiligt. Die Gestalt der Frucht sollte dabei in die Form des Tagesgestirns erinnern. Eine von Karl der Große zerstörte Bildsäule des Gottes hielt angeblich in der Linken drei Äpfel. — Schon bei den römischen Saturnalien und Sigillarien die zu den Vorläufern unseres Weihnachtsfestes gehören, wurden die Kinder außer mit Spielzeug aus Ton und Wachs mit Äpfeln und Nüssen beschenkt. Zur Zeit der „Zwölften“ in der unsere Vorfahren das Winterfest wendfest begingen wurden von jeder mit Vorliebe Speise vor runder Form gegessen weil man sie für besonders allbringend hielt. Dazu gehörte in erster Linie der Apfel. In alten Marienbildern und Skulpturen finden wir häufig das Christkind mit einem Apfel in der Hand dargestellt. Im Mittelalter beim Hochzeitsgast dem jungen Paar ein Schale mit Äpfeln voranzutragen wurde, ist ebenfalls ein Beweis für die Bedeutung dieser Frucht. Die beiden Kinderfreunde St. Martin und St. Nikolaus die am 11. November bzw. 6. Dezember als Gabenbringer kommen, führen mit altem Volksglauben einen Sack mit Äpfeln und Nüssen mit sich herum, und an den ersten Pyramiden und Weihnachtsbäumen prangen als Hauptzieren neben Zunderwerk und Papierrosen vergoldete Äpfel und Nüsse. In dieser Sitte, Zweige des Tannenbaums mit Früchten zu behängen, äußert sich fraglos die Sehnsucht nach der schönen Jahreszeit ihren blühenden und fruchtbaren Bäumen. E. C. A.

Das holde „Gegenüber“.

Von Julius Kreis.

Vom Essen.

Woher kommt es doch, daß alle Menschen im Eisenbahnzug — kaum daß die Räder rollen — beihungig werden? Noch hat der letzte Wagen die Bahnhofshalle nicht verlassen, da stürzt die Frau mir gegenüber wie der Tiger auf das Kaff auf ihren Koffer reißt ihm den Bauch auf und wühlt in seinen Eingeweiden. Erbarmungslos wird dem mühseligen Einbild geboten in die Intimitäten des Nachlagers. Manellärmel haumeln über den Kofferrand, Daarbürste und Kamm quellen zwischen zermantchten Wirnen aus der Tiefe, und da angeln die Finger auch schon ein halbzerquetichtes Ei und eine noch leblich erhaltene Butterkremel aus einer zerknitterten Bapptaschel.

Aufatmend wie ein vom Tode des Verschmachtens gerade noch Erretteter macht sich dann die Frau in der Ede bequem, den Koffer auf dem Schoß und schindet dem Ei die zerdrückte Schale ab. — Dann aber — iah vom Geist erleuchtet, kramt sie wiederum im Koffer nach einem Tütchen Salz, und als auch dieses — gereinigt von Sicherheitsnadeln und Wollwurzeln — gebrauchsfertig ist, hebt das Tütchen an und das halbweiche Ei wird mit equilibristischer Geschicklichkeit in den Mund verstaubt. Nichts wirkt so ansteckend als das Essen im Eisenbahnzug. Leute die den Magen noch knüppelvoll vom Frühstück oder Mittagessen haben, erinnern sich angetrichen der essenden Frau sofort an ihre Burschstoffe an ihr Käsebrot an ihre Schokoladetafel im Koffer an Thermosflaschen mit Kaffee und Tee, an Apfel Wismuten und Schmalzknudeln und nach wenigen Minuten rascheln überall fettige Papiere und knirschende Zähne in altbackene Semmel. In der Eisenbahn wird das Essen nicht nur gegen Hunger, sondern auch gegen die Langeweile geübt, und es gibt Leute, deren reiner Geist verlangt über den Koffervorrat hinaus an jeder Schnellzugstation mindestens zwei Paar Wiener Würstel um belästigt zu sein.

Vom Lesen.

Wenn aber der Magen nicht mehr mag und sich gegenwärtig von einem halbangefauten Apfel wendet, dann ist die Stunde des Buches, der Lektüre, der Bildung gekommen. Für nicht wenige gebildete Zeitgenossen ist die Eisenbahn die einzige Stätte, in der man ein Buch liest. Auch die beiden Damen gegenüber nehmen jetzt aus einer Gepäcktasche einen Samöler heraus. — Die mit dem Bubistopf hat es schon heraus, daß zu dem schönen neuen Ledertoffer auch ein seriöser Autor gehört, und liest — weiß der Himmel, welcher ideologische Verehrer es ihr augenblicklich hat — Gobineaus Renaissance. Die Freundin, die noch ohne Ledertoffer, mit Korbtasche reist, ist's billiger. Sie darf lesen, was ihr gefällt, und sie verfolgt voll Anteil die Schicksale des Kennreiters Garro v. Wutenthin die ihr in dem schönen Markbuch des Verlagsverlags repräsentiert werden. Es heißt: „Die am Leben leiden.“ Nach einer halben Stunde blättert sie den Bubistopf der Renaissance beiseite und schließt begehrt nach Garro v. Wutenthin. — Um die letzte Nummer der illustrierten Zeitung, gäbe sie gern den ganzen Gobineau samt seiner insatiable Renaissance. Es ist überhaupt furchtbar langweilig, sich eine aparte Bildung anzueignen. — Da hat's die dicke Dame die als erste das Futterhagel gegeben hat besser. Die braucht sich nicht an seriöse Lektüre zu halten. Sie hat von der Nachbarin einen ausgeschnittenen Zeitungsroman mitgenommen: „Schuld und Sühne“. Kriminalroman von H. Ebenstein. (Sie, Frau Galmeyer, das ist wirklich was Spannendes! Und wunderlich geschrieben. Direkt aus'm Leben!) — Der Herr neben mir, Urlaubreisender aus Sachlen (Geldhaben Sie liebste!), liest aus seinem „Illustrierten Blatt“ die Rebusse und den Rätselstörung. Er schreibt an den Rand alles, was er an Klüssen, Städten, Feldherrn, Tieren und Pflanzen herausknobelt, und denkt eben bestia über ein ausseetorbenes Tier nach, das zwei M hat. —

Der junge Mann, der in dem Bestreben, seine Bügelstatten zu schonen, seine Hosen bis dicht unter Knie hinaufgezogen hat, und dem Bild ein Paar bildhübsche Hla Soden spendet, liest in der letzten Nummer der „Zeiten“ Blätter für galante Kunst: Eine Eisenbahngeschichte, in der ein junger Mann und eine junge, wahrhaftig hübsche Dame durch Zufall in ein Kupee kommen — bei Nacht, versteht sich. — Der Jüngling bedauert bei sich, daß ihm der Zufall nie solche Chancen spendet. Er kommt immer in ein Kupee, wo ihm niemals junge Damen, oft aber angejahrte Registratorswitwen oder wenig pikante Viehhändler gegenüberstehen.

Der Bubistopf blättert wieder im Gobineau.

Wenn wenigstens ein Bild drin wäre!

Vom Schlafen.

Wenn gar nichts mehr hilft und die Fahrt kein Ende nehmen will, und der Magen kein belegtes Brot und das Hirn keine Zeile mehr aufnehmen will, dann schläft man. Es ist ein wunderbar habens gut. Sie drücken sich, als ob sie die Ede durchdrücken wollten, in ihren Platz hinein und hängen den Mantel um den Kopf. — Dann bilden sie sich ein, sie schlafen. Von fünf zu fünf Minuten lüftet die Hand den Mantel, die Augen gehen veritort im Abteil herum, und dann fällt die Hülle wieder über den Kopf. — Die an den Mittelplätzen sitzen, haben's schwerer. Sie lassen ihr Haupt hängen, so daß sich ein halb Dutzend gestaffelte Rinne bilden, und stemmen die Füße gegen den gegenüberliegenden Sitzkörper. Der Bubistopf nicht rhythmisch im Räderrollen, und

man wird in der Eisenbahn die alte Wahrheit aufs neue inne, daß nichts so sehr die Illusion eines verzeigten Anstößes stört, als wenn es sich im Zustand des Schlafes präsenziert. — Selbst Gobineau kann da nicht mindern. — Die Frau mit dem Zeitungsroman ist leise eingeschlummert. Schuld und Sühne ist auf den Boden gerutscht: ein zufriedenes Schnarcheln raselt leise aus dem vom Eiseln noch ein wenig gefärbten Mund. — Auch dem Herrn aus Sachlen ist der Bleistift aus der rätelstößenden Hand gesunken, er murmelt im Schlaf halblaut: Magdeburg — Kamel — Wallenstein — Krotodil — Kattus.

Ja, man hat's nicht leicht hinter den Strich des Lebens zu kommen.

Klapperstorch auf Reisen.

Von Elina.

Zwischen Berlin und Halle. Im Kupee mir gegenüber ein kleines Mädchen und die blühende Mutter. Das kleine Mädchen plappert unaufhörlich kraut und besommt auch keine Antworten von der leise ermüdenden Mama.

Ich höre nicht hin, lese mein Buch lasse mich nur so anplätschern von dem kleinen Wasserfall. Plötzlich höre ich die Ohren.

„Mutti, wenn nun tezt der Klapperstorch das Bräderchen bringen will und er weis aar nicht, daß wir in dem Zug sinen?“

Der Klapperstorch hat gute Augen. — Ja, Mutti wir wollten doch erst heute abend fahren. Wenn der Klapperstorch nun in dem anderen Zug nach dir such, — vielleicht bringt er dann einer anderen Mutti mein Bräderchen. —

Die andere Mutti würde sich schön bedanken, die läßt sich einfach nicht ins Bein beissen — und dann kommt er zu mir. —

„Glaubst du, Mutti, daß der Klapperstorch gerade in den Zug geflogen kommt und dich hier ins Bein beißt?“

„Ich glaub' nicht — du hast ja auch keinen Zuder aufs Fensterbrett gelegt.“

„Mutti der Eisenbahnzug hat ja aar keine Fensterbretter.“

„Dann wird der Klapperstorch auch nicht kommen.“

„Wenn er nun aber doch kommt?“

„Dann kann ich mir auch nicht helfen.“

„Mutti, wenn er nun plöcklich kommt kriese ich vielleicht einen großen Schred.“

„Ich werde es dir vorher sagen, wenn er kommt.“

„Nahe. Mutti — kommt er tezt?“

„Nein tezt kommt erst Halle.“

Welt und Wissen

Seit wann feiert man Weihnachten? Nicht wie mancher vielleicht geglaubt hat, seit dem Entstehen der christlichen Religion; drei Jahrhunderte sind erst vergangen ehe dieses Fest geschaffen wurde. Antanas lag es mit dem Tausfest Christi mit Epiphania zusammen. Dann aino es allmählich auf den 25. Dezember, den Tag der Winter Sonnenwende über. In Rom ist das Weihnachtsfest zum ersten Male am 25. Dezember 354 gefeiert worden. Und den 8. Januar lab man nicht mehr als den Tagtaa Christi an, sondern als den Tag, an dem die Weilen aus dem Morgenlande vor dem Christkind erschienen waren. Nach der Mitte des vierten Jahrhunderts blühte sich nun die Weihnachtsfeier am 25. Dezember in einem christlichen Lande nach dem anderen ein. Nur Armenien lehnte sie ab. Aber ehe der Weihnachtsbaum einzog, vergingen noch einige Jahrhunderte. Denn dieser Brauch stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Blumen als Lederbissen. — Ellen, die Chinenen wirklich Blumen?“ Diese Frage, die ihm öfters gestellt worden ist, beantwortet Emile Gautier in einem Aufsatz des „Figaro“, in dem er sich mit dem kulinarischen Wert der Blumen überhaupt beschäftigt. Gewisse Blumen gelten in China als Lederbissen. Schreibt er, so a. B. die Lilien, aus denen eine delikate Suppe bereitet wird. Der Verbrauch von Lilien zu Küchengebacken ist so beträchtlich, daß von dem Hafen von Tschingfiana allein jährlich 3000 bis 4000 Lilien nach den verschiedenen Teilen des himmlischen Reiches geschickt werden. Aber man braucht durchaus nicht bis nach China zu gehen um auf Liebhaber von Blumenarrichten zu stoßen. Wenn unsere Feinschmecker Artischofen, Blumentohl und Rosenkohl lieben, sind es dann nicht die Blüten dieser Pflanzen, die sie bevorzugen? In verschiedenen Ländern gelten die Asienblüten, als Lederbissen, die man in der Suppe, eingelegt und als Marmelade verzehrt. Köstliche Bonbons werden aus den Blüten der Orange, des Jasmins, der Veilchen und Rosen bereitet. In Japan delectiert man sich an Chrysanthemenlalat, wobei die Blumen in klarem Wasser gewaschen und dann mit Öl angerichtet werden. In der Provence ist man die Blütenknospen des Kapernstrauches, Gewöhnlich werden nur die Samen, Früchte und jungen Schößlinge der Pflanzen verweilt, aber die Blumen fehlen doch auch nicht in der Küche. Seit Jahrhunderten bat man die Blüten der gelben Wasserlilie gegessen, und wenn man die Betrachtung auf Getränke ausdehnt, so gibt es Tees aus zahllosen Blüten, während die Knospen der Agave von den Mexikanern zu ihrem Nationalgetränk Puskue verwendet werden. So haben die Blumen einen wichtigeren Platz in unserer Ernährung, als wir ahnen.



Haus, Hof und Garten



Die Bereitung verschiedener Arten Blumenerde.

Für die Topfpflanzen braucht man verschiedene Arten Erde wenn sie im Frühjahr verlegt werden, da sie bekanntlich in recht verschiedene Ansprüche an den Boden stellen. Der Spätherbst ist die beste Zeit die einzelnen Erdarten zu beschaffen, bzw. vorzubereiten.

Da ist zunächst die Lauberde, eine leichte, lockere, nahrhafte Erde von schwarzer Farbe. Sie entsteht durch die Zersetzung von Blättern und findet sich oft in Vertiefungen der Laubwälder, wo das Laub in größerer Menge zusammengehäuft wird in stärkeren Schichten. Wer über einen Garten verfügt, kann sich die Lauberde in verschiedener Menge leicht selbst herstellen. Er braucht das Laub nur in irgend einer Art des Gartens zu kompostieren, recht feuchthalten und öfters umzuwenden. Schon nach 2-3 Jahren ist das Laub, das mit etwas Gartenerde zu vermischen ist vollständig verrottet und die Lauberde zum Gebrauche fertig. In reinem Zustande ist sie jedoch für die Topfpflanzen nicht zu verwenden, da sie zu leicht säuert. Aber mit Kalksand vermischt, der sie für das Wasser durchlässiger macht, ist sie für die meisten Topfgewächse eine ihnen recht zutragende Erdart. Ist sie weniger nahrhaft, kann sie vor dem Gebrauche mit Sauche übergoßen oder mit Kompost vermischt werden, ist sie zu leicht, dann setzt man etwas Lehm hinzu.

Die Heideerde, eine schnell austrocknende Erde, die besonders die sogenannten Kapskronen und Erikenarten lieben, entsteht durch die Zersetzung von Heide- Heidelbeer- und Preiselbeertraut und Kiefernadeln. Man findet sie an Waldstellen, die von Heidekraut, usw. bewachsen sind. Sie ist in der Regel an ihrer rötlichen Farbe zu erkennen. Wenn sie zu fest ist, mischt man sie mit etwas Sand und gibt ihr auch etwas Lehm, der sie durch seinen Kalkgehalt nahrhafter macht.

Auch die Moorerde liefert uns der Wald an feuchten Stellen unter Moos und Horntraut aus dessen Wurzel sie entsteht. Diese schwarzbraune Erde vermag durch ihren großen Humusgehalt sehr viel Wasser aufzunehmen und lange feuchthalten. Das Gegenteil ist jedoch der Fall, wenn sie ausgetrocknet ist. Reichlich mit Kalksand vermischt, eignet sie sich besonders für Draxänen, Farntrauter und Feigen, mit wenig Sand vermischt, für Aroiden, Cypripedium, Vapurus u. a. Vor- und Nachteile der Moorerde: teilweise zu erstickend, nur kurz eine Zeitlang der Luft ausgesetzt werden damit er entlüftet wird.

Alter Baulehm wird ein weitausdauerndes Sieb verworfen, auf Haufen gesetzt und mit Sauche öfters übergoßen, gibt besonders wenn ihm noch alter Baulehm zugefügt wird, ein vorzügliches Kalldüngemittel für Rosen, Weinreben und Steinobst.

Schnitt der frühlingsblühenden Gartensträucher.

Selbst unter den Berufs-gärtnern gibt es viele, die einen Strauch im Garten nicht richtig beschneiden können. Beschneiden aber muß werden, nicht der Trieb und damit die Blüte abnehmen. Bis auf ganz wenige Gehölze blühen die in Mitteleuropa und besonders auch in Deutschland heimischen am jungemstehenden Holz, das mehrjährige ist blütenlos. Der größte Fehler besteht darin, daß über einer gewissen Höhe alle Triebe einfach geköpft werden, als sei der Strauch eine Hecke. Das gibt dann die häßlichen Bellen, die man so oft in der Anlage kleiner Gärten sehen kann. Nicht viel weniger töricht ist das Verfahren, alle Jungtriebe im Winter auf ein kleines Ende zurückzuschneiden, denn bei dieser Art der Behandlung bleibt das alte, nicht blühbare Gewebe erhalten, das blühbare wird auf ein Gerüstes vernichtet. Nichts ist es, alle 2 bis 3 Jahre einmal die alten Triebe von mehr als etwa Mannsdaumendicke möglichst dicht über dem Boden abzuschneiden. Manche Sträucher verlieren sich durch Kurzelschnitt, wie etwa die Spiersträucher, andere schlagen aus dem Aststumpfen neue Triebe, die als Ersatz blühfähig sind. Bei diesen kürzt man das alte Holz nur so weit, daß einer der kräftigsten Jungtriebe, welche gewöhnlich aus jenen dicht über dem Boden entstanden sind, als Verlängerung stehen läßt. Durchweg erfolgt dieser Schnitt im Winter oder, besser gesagt, während der Laublosen Zeit. Nur eine Gattung unter den Sträuchern, und zu ihnen gehören die schönsten und geschätztesten, muß im Sommer beschneiden werden. Das sind die frühlingsblühenden, welche am vorjährigen Gewebe blühen. Bei ihnen ist die Blüte bereits in der Knospe vorangebildet, welche im Sommer vor den Erblühen ausgebaut ist. Schneidet man die jungen Triebe im Winter fort, ist die Blüte vernichtet. Deshalb läßt man diese Sträucher erst abblühen und schneidet sie dann, also im Juli oder August. Und zwar derart, daß man, wie oben beschrieben, die alten Triebe zuletzt den abgeblühten entfernt. Zu diesen Sträuchern, die im Sommer beschneiden werden müssen gehören u. a. folgende allgemein bekannte und beliebte: Mandelröschen, japanische Quitten, die goldgelben Forsythien, die Hieronimelarten, die Birkfischen, -Blumen, -Mandel, -Quitten, -Seidelbast, -Mognolie, -Kalmie, -Azaleen des freien Landes.

Herbst- und Winterfrüchte für die Vögel.

Die fortschreitende Bodennutzung hat leider nicht nur die mit Baum- und Strauchwuchs bedeckten Flächen verringert, sondern auf ihren Restflächen auch die Zahl der seltenen, langsam wachsenden oder nicht unmittelbar nützlichen Laubböcher herabgesetzt. Darunter befinden sich gerade solche Gehölzarten, die durch ihre Früchte für die Ernährung unserer Vogelwelt von Bedeutung sind. Man sollte deshalb gerade solche Sträucher bei Grenzflanzungen in Gärten verwenden und außerdem, wo es der Platz erlaubt, Büschchen aus ihnen zusammenstellen, die den Vögeln Nistgelegenheiten bieten. In erster Linie ist hier der Reihdorn zu nennen. Er hält, was sehr wichtig ist, seinen Fruchtstand die „Reihfächer“, trotz Kälte und Schnee bis in den Winter hinein und kann ganzen Drostelzügen im späten Winter das Leben erhalten. Allerdings wird seinem in manchen Jahren überreichen Behang meist ein vorzeitiges Ende bereitet, wozu nicht nur die festerstehenden Friemenschäbler, sondern auch die Kernbeißer mit Vorliebe beitragen, um so mehr als sie nur die Samenkerne verbrauchen, das Fruchtfleisch dagegen verwerten. In gleicher Weise tut sich die auch weitab von eigentlichen Waldungen häufige Waldmauer an diesen und den Kernen der Hagebutten gütlich. Da ihr deren harte Hüllen starken Widerstand bieten, so wählt sie sich zum Öffnen einen bequemen Sitz, am liebsten die Nester der Frühlingsvögel.

Sind die „Reihfächer“ verbraucht, dann bleiben den Geheerten nur noch die sehr unbeliebten dauerhaften Früchte der Rainweide oder des Pampus und des Schneeballs. Im zeitigen Herbst reifen die ebenfalls wertvollen Beeren der beiden Holunderarten, des roten und des schwarzen. Den schwarzen Holunder dessen Früchte ja auch in der Küche verwendet werden können, bevorzugen besonders die Amsel. Zugleich mit dem Holunder oder nur wenig später reift die Eberesche. Sie trägt, wie die meisten apfelartigen Hölzer, nicht alljährlich reich, lott aber viele Drosseln und andere Beerenfresser an. Recht ergiebige Futterträger sind ferner die an starken Bäumen heranwachsenden Mehlbeeren und Eisbeeren. Alle diese Nahrungsquellen machen jedoch insofern ihrer Seltenheit, heute die künstliche Winterfütterung der Vögel nicht entbehrlich.

Wärme im Hühnerstall.

Ist das erste und wichtigste Lebensbedürfnis für die Hühner im Winter. Bei Mangel an Wärme fängt kein Huhn an laien an und das beste Vogelhuhn läßt sofort in der Vogelwelt nach, oder hört einseitig zu laien auf, sobald die Kälte zu stark wird, daß es den Tieren an Wärme gebricht. Ein warmer Hühnerstall ist deshalb erstes Erfordernis; er muß geräumig, etwas erhöht, vor Zugluft geschützt und der Boden mit Stroh, Spreu Sägemehl oder Torfmoos bedeckt sein. Ebenso wichtig, wie ein warmer Stall, ist die Gelegenheit zum Scharrn, weil Scharrn den Hühnern Lebensbedürfnis ist und sie sich durch fortgesetztes Scharrn Bewegung machen und sich erwärmen. Da bei kalter Witterung die Kälte der Hühner nachläßt, muß man ihnen morgens warmes Futter reichen: Kleie oder Schrot und gekochte Kartoffeln mit heißem Wasser zu einem steilen Brei angerührt. Witzig gebe man entweder Körner oder Küchenabfälle und Kleiebrei und als letzte Tagesmahlzeit abends Körner, damit Kropf und Magen während der langen Nachtzeit in Tätigkeit bleiben können. In der Zwischenszeit werfe man ihnen eine in Scheiben geschnittene Diätur, Kohlblätter u. dgl. Grünfutter hin. Unter das Weichfutter gebe man etwas Salz, verdrückt Eierchen und hin und wieder feingehackte Zwiebeln und etwas Paprika oder Pfeffer, die begierig gefressen werden und die Vogelwelt anregen. Wer so bei der Kälte verfährt, erzielt sicher auch „goldene Eier“, wie die frühen Winterreier genannt werden, und wird nicht nur um so größere Freude an der Hühnerzucht haben, sondern auch klinkenden Erfolg erzielen.

Nat und Anregung.

Fleischnahrung der Hühner. Unser Huhn ist als Haustier zwar mehr oder minder ein Körnerfresser geworden, aber es bedarf daneben auch der Fleischnahrung. Wo das Huhn sich im Freien nach Belieben bewegen kann, sucht es sich diese Nahrung in Gewürm und Kerbtieren von selbst. Wo dies aber nicht der Fall ist, muß ihnen die Fleischnahrung in Gestalt von Pferdeschweiß, Schafstausabfällen, Fleischfüttermehl usw. gegeben werden; denn das Huhn ist neben dem Schwein, den Enten, den Gänsen ein Allesfresser. Mehr als 5 bis 8 Prozent des Gesamtfutters soll aber die tägliche Fleischnahrung eines Huhnes nicht betragen. So ist z. B. für 10 Hühner folgende Mischung empfehlenswert: 500 Gramm Kartoffeln, 250 Gramm Weizenkleie, 125 Gramm Gerstenschrot, 125 bis 250 Gramm Fleisch oder 30 bis 50 Gramm Fleischfüttermehl. Der Rest der Nahrung wäre in Körnerfutter zu geben. Das Fleischfüttermehl wird überhaupt mit großem Vorteil zur Fütterung des Hausgeflügels verwendet, da es sehr verdaulich ist und auch gerne angenommen wird, wenn es mit dem übrigen Futter vermischt wird.